

Berjin Haki

Melodie der Flöte

Roman



1. Kapitel

Derartig geheimnisvollen Bergen, die sich eng aneinanderreihen, begegnet man sonst nur in Erdkundebüchern oder bei der Festlegung von Grenzen. Die meisten Menschen, die ein durchschnittliches Leben bevorzugen, interessieren sich überhaupt nicht für Berge, ja, sie kennen nicht einmal die wahre Bedeutung des Wortes Berg. Für sie sind diese hohen Berge nur geographische Markierungen, feststehende Dinge, unbeweglich und ohne Leben. Dabei gibt es in diesen Bergen Gemeinschaften, die hier seit Jahrhunderten leben; Familien, die ihre Existenz den Bergen verdanken, die durch den natürlichen Schutz dieser Berge von Generation zu Generation fortbestehen; es sind Stämme und zunehmend ganze Volksgemeinschaften.

Vielleicht haben sie sich aus Verzweiflung, vielleicht weil sie für den Krieg nicht bereit waren, vielleicht auch wegen der Grausamkeit des Feindes immer weiter in die Berge zurückgezogen. Die Berge wurden ihre Freunde. Mehrere Tausend Meter Höhe, das war ihre Heimat. Das Leben hier oben ist sowohl furchterregend als auch geheimnisvoll, es ist sehr bewegt, strapazenreich, aber ebenso anziehend. Es ist schwer zu fassen, wenn diese Berge, diese Felsen, diese Steine sprechen könnten und von dem wirklichen Leben hier oben berichten würden. Doch sie sind nur stumme Zeugen. Sie haben zahlreiche Zivilisationen, viel Freud und Leid, Liebe und Tod, Hoffnung und Not miterlebt. In dem derzeitigen Krieg, den ein unheimliches Ungleichgewicht kennzeichnet, haben diese Berge stets die Gerechten in ihrem Schoße verborgen. Sie machten sich zum Schutzwall gegen die Mörser und Granaten der Feinde. Oh, wenn sie nur sprechen könnten, die Berge, und von all den Tausenden Begebenheiten berichten würden, die nie erzählt wurden, die in Vergessenheit gerieten, die nie einem Menschen zu Ohren kamen.

Eines der Gebirge, das in den türkischen Erdkundebüchern vorkommt, ist das Kelmehmet-Gebirge. Aber diejenigen, die über das Gebirge unterrichten, kennen weder dessen wahre Geschichte, noch die Menschen, die seit Jahrtausenden dort oben leben, noch die vielen, vielen Legenden, die von diesen Bergen erzählt werden.

Die wahren Besitzer dieser Berge nannten dieselben Berge bereits Tausende Jahre, bevor sie „Kelmehmet-Gebirge“ hießen, „Kêla Memê“, und die heute verbreitete türkische Bezeichnung ist nichts als eine verballhornte Übersetzung. Das Kêla Memê-Gebirge beginnt hinter Beytüssebap und zieht sich über eine weite Landschaft hin. Es misst bis viertausend Meter Höhe. Mit seinen zerklüfteten Felsen, mit seinen messerscharfen Graten, eiskalten Winden und dem auch im Sommer nie schmelzenden Schnee ragt es aus der Landschaft empor wie ein stolzer Herrscher. Nein, wenn man die Hunderte, Tausende Blumen betrachtet, die hier im Frühjahr erblühen: Schneeglöckchen, Narzissen, Krokusse, Hyazinthen, Lilien, Tulpen und Margariten, dann wäre es angemessener, man bezeichnete es als Herrscherin. Eine Herrscherin, die mal warmherzig, liebenswürdig und beschützend sein kann, dann aber wieder unfreundlich und streng ist und unbarmherzig gegen die, die sich ihrem Gesetz widersetzen.

Man kann bis zu einer bestimmten Höhe mit Maultieren das Kêla Memê-Gebirge erklimmen. Es gibt dort breite Sandwege mit geringer Steigung. Je höher man kommt, desto schmaler und steiler werden auch diese Wege. Es erfordert viel Geduld und einen eisernen Willen, um auf diesen steilen Pfaden, die sich durch die Felsen aufwärts schlängeln, vorwärts zu kommen. In noch größerer Höhe gleichen die Pfade einem Labyrinth. An einigen Stellen öffnen sie sich zu weiten Flächen, und eine dieser Flächen, die wie Zimmer zwischen den Felsen liegen, ist auch der eigentliche Kêla Memê.

Es soll einst einen gleichnamigen Hirten gegeben haben. Er war der bestaussehendste, kühnste und beste Jäger in der Gegend Beytüssebap. Seit seinem zehnten Lebensjahr war er Hirte. Nie verlor er ein Schaf an den Wolf oder auf andere Weise. Nur auf den schönsten Almen mit den ausgewähltesten Gräsern grasten seine Tiere. Mem ließ seine Herde nie zweimal am selben Ort weiden. Daher trugen die Mutterschafe auch stets doppelt so viele Junge aus wie gewöhnlich, und die Herde warf einen zehnfachen Ertrag ab. Mem wurde auf diese Weise im gesamten Umkreis bekannt. Als er zwanzig Jahre alt war, hatte er bereits Hunderte von Schafen. Von dem Lohn, den er sich alljährlich als Hirte verdiente,

kaufte er sich eine eigene Herde. Und als er zwanzig wurde, war auch sein Herz wie das aller jungen Männer auf der Suche nach einer jungen Frau. So geschah es, dass er sich in die Tochter des Stammesfürsten, für den er arbeitete, verliebte. Ihren Namen kennt niemand mehr, doch ihre Schönheit ist zur Legende geworden. Als der Fürst von der Beziehung erfuhr, wurde er rasend vor Wut. Er rief vierzig seiner Männer herbei, ließ Mem an einen Rebstock binden und entließ ihn nicht nur als Hirte, sondern nahm ihm auch die eigene Herde. Doch die Ketten und Fesseln des Stammesfürsten hielten den kräftigen Gelenken des Jünglings nicht stand. Wenige Tage später floh er, doch da er wusste, dass der Verbleib in der Ebene für ihn den Tod bedeutete, begab er sich auf den nächsten Berg. Er stieg hinauf, stieg höher und höher, durch schmale, lange und steile Felsen, bis er eine Ebene erreichte. Eine Ebene, von allen vier Seiten umgeben von Felsen. Die Gegend, in der sein Stamm lebte, sah von hier oben aus wie ein kleiner Punkt.

Mem hatte beim Führen seiner Herde eine Flöte anstelle eines Stocks benutzt. Er war ein virtuoser Flötenspieler. Mit seiner Flöte weidete er seine Schafe, brachte sie zum Wasserloch und sammelte sie wieder. Wenn er zu spielen begann, ließen alle Menschen um ihn herum, insbesondere die jungen Frauen, die Arbeit ruhen und lauschten seinem Flötenspiel. Die Alten wurden schwermütig und weinten, wenn er seine geheimnisvollen Melodien anstimmte.

Eines Tages saß Mem oben auf dem Felsen und sah zu, wie unten seine Herde entlang zog. Sein Herz war von Traurigkeit erfüllt, er streichelte seine Flöte, setzte zum Spiel an; doch die Melodie, die er der Flöte entlockte, war geradezu ein Ruf, ein Aufruf an seine Schafe und seine Geliebte. Die Flöte von Mem sprach: Wenn ihr mich liebt, dann müsst ihr mir folgen, müsst euch gegen die Ungerechtigkeit wenden und mir zur Seite stehen. Der Klang verbreitete sich wie ein Zauber in der Ebene des Tales. Die weidenden Schafe begannen eines nach dem anderen über die schmalen Pfade zwischen den Felsen die Höhen zu erklimmen. Und auch Mem's Geliebte erreichte die Melodie und sie verließ heimlich das Haus und folgte der Flötenmusik.

Mem wiederum schwebte vor Freude, seine Herde wiederzusehen und mit seiner Geliebten bis an sein Ende zusammen zu sein. Doch für

einen Moment ließ Mem die Gesetze der Berge außer Acht, er vergaß sie einfach. Und als am Morgen der Stammesfürst mit dreihundert seiner Krieger den Spuren folgend den Berggipfel erreichte, fanden sie dort eine erfrorene Schafherde und die erfrorenen Leichname von Mem und seiner Geliebten. Seit jenem Tag könnt ihr an der Stelle zwei Felsen sehen. Einer gleicht einem Mann, es ist Mem, der andere einer Frau, das ist seine Geliebte. Um die beiden herum liegen große und kleine Felsbrocken; das sind Mems Schafe. So erzählt es die Legende, und sie ist der Grund, warum diese Berge Kêla Memê-Gebirge heißen.

Der Teil des Gebirges, der nach Besta hin abfällt, macht eine Krümmung und trennt sich von einem anderen Ausläufer durch ein tiefes Tal. Die Bergkette, die zu diesem Ausläufer gehört, hat einen merkwürdigen Namen. Sie heißt „Serikê Mehmedo Oso“. Ein Mann gleichen Namens soll der Legende nach ein Stammesfürst gewesen sein, dem all dieses Land gehörte. Mit der Zeit hat sich auch hier der Name gewandelt, die hier lebenden Menschen fanden einen einfacheren, kürzeren Namen. Ebenso, wie sie Kêla Memê mit „Kelê“ abkürzen, nennen sie diesen Berg schlicht „Serik“. Blickt man von Besta aus auf den Cudi-Berg, so ähnelt die Spitze dieses Berges einem Boot, das leicht schwankend auf einem See liegt. Vor allem in regnerischen und windigen Nächten sieht es so aus, als würde dieses leicht schwankende Boot von aufschäumender Gischt hin- und hergeworfen, wozu auch die Wolken ihren Teil beitragen. Von hier aus erscheinen Kelê und Serik wie zwei Verliebte, die sich ihre Gefühle über Blicke vermitteln.

Je mehr man in die tiefen Täler kommt, umso dichter werden die Wälder aus Eichen, Wacholder und wilden Obstbäumen, die ein Kleid aus Samt für die nackten Gipfel bilden. An einigen Stellen sieht man Gruppen von Birken. Und wenn ihr solche Birkengruppen seht, dann seid gewiss, dass sich dort ein Dorf befindet oder zumindest die Ruinen eines Dorfes, deren Bewohner vertrieben wurden. Die Dörfer hier liegen so in den Hängen verstreut, dass es jeweils eine Wegstunde ins Tal ist. Seit Jahrhunderten hatten sie auf diesem Boden, auf diesen erhabenen Bergen miteinander gelebt, haben Freud und Leid geteilt, haben gemeinsam der Not getrotzt; Dörfer der Kurden, Armenier, Assyrer und Yezidis.

Die Pracht der nach oben hin dichter werdenden Nussbäume; die Weiden, die mit ihren herabhängenden Zweigen dem Menschen Schatten spenden; ein einziger Schluck von dem Wasser, das sich aus den Höhen der Berge herab windet, vertreibt mit einem Schlag die Müdigkeit von Stunden. Danach suchen eure Augen nach den Menschen, die an diesen herrlichen Orten leben, nach den jungen Mädchen, die aus den Weingärten heimkehren; nach den Frauen, die zum Melken gehen; nach den Männern des Dorfes, die, eine Schaufel über der Schulter, mit dem schwer beladenen Esel heimkehren. Sie sind erschöpft, aber glücklich. Eure Ohren möchten die schrillen Stimmen der Kinder hören. Wenigstens vor einigen Jahren noch war es hier so, doch heute bietet sich leider ein anderes Bild. Ruinen von Dörfern, die an paradiesischen Orten gelegen sind; Häuserruinen, die Tag für Tag mehr verfallen; hier und da ein Fensterrahmen, eine zerbrochene Tür, verbrannte Gegenstände, im Umkreis verstreute Scherben von Tellern und Gefäßen, verkohlte Kleidung, Schuhe, verbrannte Gebetsteppiche und Korane in den niedergebrannten Dorfmoscheen, alles vermischt mit Asche.

Ich glaube, nichts ist schwieriger, als das Drama dieser entvölkerten Dörfer, als die Gefühle, die dabei aufkommen, in Worten auszudrücken. Während man noch mit Freude hier eintraf, hegte man noch den Wunsch, Spuren von Menschen zu sehen, sich damit zu trösten, wird aus diesem Wunsch beim Verlassen des Dorfes nichts als tiefste Traurigkeit.

Tausende von Rinnsalen ergießen sich von den Bergen in die Täler, sie schließen sich mit Bächen aus Schmelzwasser zusammen und plätschern fröhlich dahin. Sie erreichen den Bach Hezil. Dieser wiederum fließt zwischen Kelê und Serik hindurch und trennt sie voneinander in Form eines V. Kelê und Serik, die einander ihre Liebe nur durch Blicke vermitteln, machen Platz für den Hezil-Bach, damit er ihre Gefühle in andere Gefilde trägt. Der Hezil-Bach wiederum, hier noch ein gerade erst geborenes Kind, wird zu einem jungen Mädchen, je weiter er hinab fließt, er wird schöner, größer und launischer. Er schlängelt sich durch Besta hindurch, doch dort, wo er den Berg Cudi erreicht, passt er nicht mehr in sein Bett; ihn zu passieren wird unmöglich.

Der Cudi aber nimmt seine rebellische grüne Tochter in Schutz, stellt seine steilen, spitzen Felsen wie ein Schutzschild vor ihr auf. Wenn

der Hezil die rebellische Tochter von Botan ist, so ist der Cudi sein rebellischer Sohn. Als Noah seinerzeit die Arche nicht mehr halten konnte und kein Berg ihr Gewicht aushielt, steuerte er sie auf den Berg Cudi zu. Es gelang ihm, die Arche auf der Kuppe, die sich Cudiye Navzera nennt, in Sicherheit zu wiegen. Noah vergaß ihm diese Güte nie und schloss ihn stets in seine Gebete mit ein. Manche Menschen führen die Schönheit, die Herrlichkeit des Cudi-Gebirges auf diese Gebete Noahs zurück.

Auch in jenem Jahr öffnete der Sohn Botans wieder seine Tore. Die Wolken, die die Berggipfel einschlossen, kannten keinen Rückzug. Es regnete ohne Unterlass. Während an einigen Stellen der verharschte Schnee herabgestürzter Lawinen noch immer nicht schmolz, war andernorts bereits die rote Erde zu sehen, und Schneeglöckchen sprossen aus ihr hervor. Äste, die noch vor zehn Tagen vom Gewicht des Schnees den Boden fast berührten, begannen nun zu knospen und begrüßten stimmungsvoll den nahenden Frühling. Der unaufhörliche Regen und das Wasser aus dem rasch schmelzenden Schnee hatten die Erde aufgeweicht, gesättigt und für den Frühling bereitgemacht. Die Ziegen- und Trampelpfade, die sich die Berge hinaufzogen, waren vor Schlamm unpassierbar. Manchmal bedeckte der Nebel die Berge vom Gipfel bis ins Tal, und man sah nicht einmal Dinge, die in unmittelbarer Nähe waren.

Noch vor einem Jahr war es ganz leicht, diese Gegend zu passieren, doch innerhalb des letzten Jahres hatten die türkischen Soldaten alle Passierstellen besetzt, neue Posten eingerichtet und Tausende Kräfte zur Verstärkung geholt. Sie hatten alle Verbindungswege zwischen Sirnak und den umliegenden Kreisstädten unter ihre Kontrolle gebracht. Bis auf einige Dörfer, in denen sie das Dorfschützersystem etablieren konnten, hatten sie die übrigen Dörfer niedergebrannt und geräumt. Die Dorfschützer wiederum, die bei ihnen in Lohn und Brot standen, nahmen an zahlreichen Operationen teil, weil sie sich in der Gegend gut auskannten.

Neue Kräfte, die die Kaderausbildung hinter sich hatten, aber auch Kräfte, die aus zahlreichen anderen Gebieten kamen, erreichten zu dieser Zeit das Cudi-Gebirge. Während man einerseits damit beschäftigt

war, all diese neuen Leute zu verteilen, wurden gleichzeitig Vorkehrungen gegen die alljährlich im Frühjahr stattfindenden Operationen der türkischen Armee getroffen. Man nahm die Höhen, auf die die türkischen Soldaten mit großer Wahrscheinlichkeit steigen würden, in Augenschein und legte sich dort in den Hinterhalt. Man handelte getreu dem Guerilla-Grundsatz: Alles im Geheimen und immer mobil. Wenn sich zu dieser Mobilität noch der Regen und Schlamm des Frühjahrs gesellte, so wurde einem das Leben gehörig erschwert.

Um sich vor dem Regen zu schützen, breiteten die Guerilleros ihre durchsichtigen Plastikplanen von einigen Metern Größe aus und hängten sie über einen Ast oder einen Felsen, um anschließend darunterzukriechen. Um die feuchte Kleidung zu trocknen oder sich ein wenig aufzuwärmen, liefen sie in der Gegend herum und sammelten Brennholz.

Eine Frau mit einem großen Haufen Brennholz im Arm näherte sich der Feuerstelle. Ihre Haare und Kleidung waren vom Regen völlig durchnässt, dennoch verhielt sie sich sehr ruhig und besonnen. Als sie an das Feuer herantrat, rückten die Genossen, die sich bereits dort wärmten, ein wenig zur Seite und sie legte den Haufen Brennholz, so wie sie ihn mitgebracht hatte, einfach auf das lodernde Feuer.

Die Wolken drifteten mal auseinander, mal vereinigten sie sich erneut. Eine Wolkenwand, die sich in der Ferne zusammengezogen hatte, zog rasch heran. Den ganzen Tag über hielt der Nieselregen an. Als er für einige Zeit weniger wurde, brachte plötzlich ein dumpfes Geräusch die anwesenden Menschen in Bewegung. Jeder griff nach seiner Waffe und lief nach unten. Denn dieses Geräusch rief zur Versammlung auf.

Die Gruppen rannten aus ihren Plastikzelten heraus und versammelten sich bald darauf auf der kleinen Ebene unterhalb der Anhöhe. Sie nahmen sofort Haltung an. Die Reihen waren schnurgerade. Kämpfer und Kämpferinnen standen dort, ihre triefenden Gesichter aufrecht, die durchnässten Körper gereckt und Brust nach vorn. Die Beine aller waren angespannt wie die eines Tigers vor dem Sprung auf seine Beute.

Derartige Versammlungen fanden jeden Morgen und jeden Abend statt. Wenn es keine besonderen Vorkommnisse gab und auch keine anderen Zeremonien anstanden, wurden sie zu anderen Tageszeiten nicht abgehalten. Während nun jeder Gewehr bei Fuß dastand, beschäftigte

alle dieselbe Frage: Was war der Grund für diese außerordentliche Versammlung? Sie warteten stillschweigend auf den Kommandanten. Die Waffen standen parallel zum rechten Bein mit dem Kolben auf dem Boden. Der Kommandant, ein dunkler Typ von kleinem Wuchs und mit stechendem Blick, trat vor die Einheit und rief mit grollender Stimme:

„Stillgestanden! Gewehr bei Fuß!“ Danach erklärte er mit düsterem Gesicht: „Genossinnen und Genossen! Der Feind ist zur Operation geschritten. Wir legen uns in den Hinterhalt und haben auch schon die Aufstellung, wer mit wem Stellung bezieht. Ich verlese nun die Namen, und die aufgerufenen Genossen sollen sich nach rechts begeben.“

Das Gesicht des Kommandanten war angespannt. Seine Haare waren zerzaust vom Regen, seine Kleidung war vollkommen durchnässt. Doch sein Gesichtsausdruck verriet weder Klagen noch die geringste Spur von Frösteln. Er war streng, aber gelassen. Er zog das Stück Papier, das er eben erst in seine Tasche gesteckt hatte, hervor und begann zu lesen. Dann wandte er sich den Übrigen mit den Worten zu:

„Wir werden noch eine weitere Gruppe von acht Leuten für einen Hinterhalt bestimmen. Wir noch keine Namen festgelegt, wir haben die Gruppe erst später für notwendig erachtet, es kam sehr spontan.“

Auch Dersim, die Kommandantin der Gruppe, trat nun neben den Kommandanten. Sie sprachen untereinander darüber, wo man sich in den Hinterhalt legen und wer dabei mitmachen sollte. Es dauerte nicht lange, da wandten sie sich an die Kämpfer und Kämpferinnen, die immer noch auf ihre Befehle warteten. Dersim rief die Namen derer auf, die kampferfahren waren und bei dem Hinterhalt mitmachen könnten, genauer gesagt, die für so etwas geeignet waren:

„Ferhat, Xebat, Erdal, Cahit vortreten! Xebat nimmt die RPG 7.

Cahit ist der Wegführer, zwei Leute sollen sofort losgehen und die Raketen, die noch übrig sind, holen!“

Cahit und Erdal lösten sich sofort aus der Gruppe und begannen, mit eiligen Schritten den Bereich zu verlassen.

Für die Gruppe wurden noch drei weitere Personen benötigt. Dersims Blicke wanderten über die Angetretenen und suchten nach den dreien, die sie brauchte. Auch die Guerilleros warteten geduldig, ohne ihren Blick abzuwenden. Sie wirkten wie Sportler, die an der Startlinie

auf den Schuss warteten, um dann sofort loszustürmen. Irgendwann machte ihr Blick halt und verharrte auf einer Guerillera mit dunkler Haut und vom Regen zerzaustem Haar. Sie war sich sicher, dass sie das BKC-Maschinengewehr tragen könnte, sie war stark und hatte sich bereits bei früheren Gefechten freiwillig gemeldet.

„Heval Mannschaftskommandantin Berivan, ihr übernehmt die BKC.“

Berivan trat mit leuchtenden Augen vor und bezog rasch Stellung. Dersim rief auch die übrigen zu sich:

„Heval Zozan und Dicle aus Serhat.“

Die Hervorgetretenen machten sich sofort kampfbereit. Dicle sah freudig in die Augen der Mannschaftskommandantin Berivan. Sie hatten schon bei früheren Besprechungen den Wunsch geäußert, einmal gemeinsam an einer Aktion teilzunehmen. Nun hatten sie die Gelegenheit. Bei Kampfeinsätzen und anderen Aufgabenverteilungen wurde in der Regel mehr auf Kampferfahrung und die Stellung innerhalb Armee und Partei geachtet.

Diesmal hatte man nicht mehr die Gelegenheit, diese Maßstäbe sorgfältig zu überprüfen.

Da Cahit sich auskannte, lief er ganz vorn und wandte sich der Anhöhe zu, von der aus der Hinterhalt gestellt werden sollte. Danach schaute er sich um und lauschte den Stimmen und Geräuschen, die auf ihn eindrangen. Im Kampf Kommandant zu sein war nicht nur eine große Ehre, sondern bedeutete auch große Verantwortung. Ein Kommandant muss die psychologische Situation der Kräfte, die er anführt, genau kennen und sie ermutigen können, er muss sie in die richtige Stellung bringen, sie in den Kampf führen, und, was das Wichtigste ist, ohne Verluste Erfolge erringen.

Die Tatsache, dass die Wege aus Schlamm bestanden und dichte Regenwolken den Himmel bedeckten, machte die Nacht noch finsterner. Hin und wieder fiel jemand hin. Wer in seinem Rucksack mehr Patronen schleppen musste, sank tiefer in den Schlamm ein und tat sich insgesamt schwerer als die anderen.

Cahit kannte den Weg so genau, dass er weder die Geschwindigkeit verringern musste noch hinfiel, obwohl er in seinem Rucksack vier Gra-

naten trug. Mit seinem mächtigen Wuchs schritt er wie ein Nachtriese vorwärts. Seine Eigenheit, zu jeder Gelegenheit Scherze zu reißen, hatte ihm schon einige Kritik eingebracht. Cahit machte sich nicht viel daraus, wenn man ihn immer wieder ermahnte, der Krieg wäre eine ernste Angelegenheit. Auch in dieser Nacht war es nicht anders. Er machte sich laut lachend lustig über die, die ausrutschten und hinfielen. Nachdem Dersim, die genau hinter ihm ging, bereits einige Male gefallen war und es ihr nun noch einmal passierte, konnte er sich nicht mehr zurückhalten und fragte lachend:

„Heval Dersim, suchst du da unten etwas?“

Obwohl Dersim bis zu den Knien im Schlamm steckte und sich bei ihrem letzten Sturz das linke Knie übel gestaut hatte, widersprach sie nicht. Sie antwortete vielmehr mit einem ähnlichen Scherz:

„Nein, Heval, ich asphaltiere nur den Weg.“

Über diese Worte mussten auch die anderen schmunzeln. Dicle dachte, ohne dabei das Lächeln auf den Lippen zu verlieren, darüber nach, wie Cahit es schaffte, mit so schwerer Last ohne zu straucheln durch die pechschwarze Nacht zu laufen, ja ohne nur ins Stolpern zu geraten. Dicle hatte vor anderthalb Jahren ihr ziviles Leben beendet und sich der Guerilla angeschlossen. Sie hatte die fünfjährige Grundschule absolviert. Wenn sie auch die Einzelheiten beziehungsweise die Hintergründe der Angriffe, der Ungerechtigkeit und Grausamkeiten, denen die Kurden ausgesetzt waren, nicht völlig begriff, so hatte sie doch sehr genau erkannt, dass hier Ungerechtigkeit herrschte und es diese zu beseitigen galt. Vor allem konnte sie sich nicht erklären, warum die kurdische Sprache verboten war. Der Gedanke, dass all dies nur durch einen Krieg geändert werden kann, hatte sie völlig vereinnahmt und zog sie in dieses neue Leben hinein. Dicle wollte eine gute Kämpferin sein. Darum war es ihr Wunsch, die Beste im Schießen zu sein, die Gegend so hervorragend wie Cahit zu kennen und allen Schwierigkeiten gegenüber widerstandsfähig zu sein. Ihr Lächeln, das aus ihrem hellen, runden Gesicht nie verschwand, ihre Besonnenheit und ihre Bescheidenheit waren Eigenschaften, die sie bei den anderen beliebt machten.

Die Gruppe marschierte schweigend und mit geschärfter Aufmerksamkeit weiter. Alle acht Personen dieser Einheit fragten sich in Gedanken, was die Nacht alles mit sich bringen würde.

Diesen stillen Marsch störte plötzlich eine Leuchtrakete, die auf einmal die Umgebung in gleißendes Licht tauchte. Im gleichen Moment verkrochen sich alle wie in einem Reflex am Boden und sahen dem Lichtschein in der Luft nach. Es war eine jener Leuchtraketen, wie sie des Öfteren von den umliegenden Stützpunkten aus abgefeuert wurden. Acht Augenpaare verfolgten den Lichtschein, der von der Luft aus einen weiten Landstrich hell erleuchtete und langsam wieder zu Boden fiel. Xebat nutzte die Helligkeit aus, um die Genossen hinter ihm zu kontrollieren. Er sah Ferhat und Erdal an. Ihm war nicht entgangen, dass sie in den letzten Tagen sehr abweisend waren, doch er hatte noch nicht die Gelegenheit gehabt, mit ihnen darüber zu reden.

Nachdem das Licht zu Boden gefallen und erloschen war, sprang Cahit, gefolgt von den anderen, wieder auf. Sie legten noch einen Schritt zu.

Xebat begann wieder über Erdal und Ferhat nachzudenken. Ferhat hatte einmal, als sie sich Unterschlüpfе graben sollten, gesagt, er habe starke Rückenschmerzen, er sei krank und sich vor der Arbeit gedrückt. Dabei war er eigentlich sehr kräftig und gesund. Immer dann, wenn es Aufgaben zu erledigen galt, legte er ein säuerliches Gesicht an den Tag und suchte nach Ausreden. Auch im Umgang mit seinen Freunden und Freundinnen konnte er sich nicht anpassen und brachte Unruhe unter alle. Es erforderte viel Geduld, ihn durch gezielte Kritik zum Positiven zu entwickeln. Denn er verhielt sich auch Kritik gegenüber wütend und abweisend. Er sagte ganz offen: „Ich weise eure Kritik zurück“, und versuchte sich so aus der Affäre zu ziehen.

Auch Erdal war problematisch. Er machte beinahe das Gegenteil dessen, was ihm aufgetragen wurde. Auch wenn er so tat, als würde er die an seinem Verhalten geübte Kritik annehmen, beharrte er auf seiner eigenen Wahrheit und glaubte daran, dass er Recht hätte. Selbst wenn er von der Wahrheit sprach, klang es alles andere als lebendig, ja, es kam einem wie eine auf Band aufgenommene Stimme vor. In seiner Sprechweise, seiner Mimik, ja selbst in dem Ausdruck in seinen Augen war er

anders geartet als die übrigen Hevals. Ein anderer Charakterzug von ihm war, dass er in sein puppenhaftes Gesicht, seine Haare und seinen schmalen Schnäuzer verliebt war. Es dauerte nahezu Stunden, wenn er sich rasierte und die Haare kämmte, und dies machte er bis zu zehn Mal am Tag. Während Xebat ihn so betrachtete, erinnerte er sich an seine eigenen Jugendtage, auch er hatte sich wie viele seines Alters immer wieder fein herausgeputzt, damit die Mädchen ihn mochten. Daher sah er Erdals Gewohnheit eher als eine Phase an, die irgendwann vorübergehen würde. Während Xebat noch darüber nachdachte, setzte sich Cahit und rief:

„Genossin Dersim, wir besteigen gleich den Hügel. Jetzt machen wir erst einmal Pause. Ihr könnt eine rauchen und euch ausruhen. Hier ist es günstig, raucht vorsichtig und unauffällig.“ Jeder setzte sich der Reihe nach hin. Nacheinander holten alle ihre Tabakdosen heraus, und drehten sich im Dunkeln sorgfältig eine Zigarette. Xebat zog sich sein Tuch über den Kopf, verbarg das Gesicht zwischen den Knien und steckte sich die Zigarette an. Obwohl das Tuch ihn abschirmte, hielt er die Kippe zwischen beiden Handflächen und zog daran. Während er einen tiefen Lungenzug machte, seufzte er.

Die Aktion sollte schon bald beginnen. Zwar war die erste Devise, den Sieg davonzutragen, doch er wusste genau, dass es auch Tote und Verletzte geben könnte. Doch im Moment dachte er nicht daran. Er versuchte, die Partei zu verstehen. Die Vorgehensweise, den Eifer, die Beharrlichkeit, Leute zu gewinnen ...

Er erinnerte sich an zig Beispiele, wo sie sich alle Mühe gegeben hatten, gegen die Methoden des Feindes, mit Gewalt und Unterdrückung vorzugehen, Überzeugungsarbeit zu leisten. Er war von tiefer Zufriedenheit und voller Vertrauen zur Partei und deren Vorgehensweise. So musste man auch an Ferhat und Erdal herangehen.

Mit einem Mal erhob sich Geflüster in der Gruppe. Man ermahnte diejenigen, die ihre Zigarette nicht gut verbergen konnten. Zozan wandte sich leise an Berivan, die wusste, wohin es ging:

„Genossin Berivan, ist es noch weit?“

„Nein! ... Da ist der Hügel, noch etwa eine Stunde.“